Mir fiel kein lateinisches Sprüchel ein, das zur Begrüßung einer jungen Herrin in der neuen Heimat taugte, und erst über langem Sinnen und Grübeln fand ich, daß vielleicht des alten Horaz Frage, wo das Glück zu finden, halbwegs nahekommen möchte. Sie verstünden es ja doch keines, und wenn sie es verstünden, könnten sie es auslegen, wie es gemeint. Taugte es nicht völlig, möge der Wille für das Gelingen gelten.

Am halben Nachmittag herum stieß der Torwärtel ins Tuthorn. Sie kamen also.

Der Wildecker riß mich ungestüm mit sich fort und durch den Haufen der Hörigen und des Gesindes, hartnahe an dem übergeschäftig herumhastenden und schier unwillig abwehrenden Schaffer vorbei ... „So! da stehen wir zwei" Dann erst ging er zurück und holte ein etliche der jungen Dirnlein herbei, darunter auch die Grete, die er gleich hinter mich stellte. Wo der Schaffer zu stehen kam, kümmerte ihn nicht.

Wie von einem sonnscheinstrahlenden Dunsthauche oder — Glorienscheine umgeben, kamen sie daher, die Gesichter vom Ritt und von des Sonnentages Wärme gerötet und die Augen voll strahlenden, sprühenden Glückes.

Ich bin in den schier dreißig Jahren meines Lebens an manchem Unglücke vorbeigekommen, das mir beinahe das Herz im Leibe zusammengedrückt wie ein weich Butterklümplein, und an manchem Glücke, das gegleißt und geflunkert wie der Widerschein der Sonnen im Morgentau oder in kostbarem Edelgesteine; ich habe mich nicht darum gebückt. Die Unglücklichen habe ich im stillen bemitleidet und bedauert, daß das Schicksal mich zu einem Habenichts gemacht, der sich oftmals selbst nicht helfen kann, geschweige denn erst anderen, und die Glücklichen habe ich nicht beneidet, weil ich keinen Nutzen gehabt hätte von solcher Mißgunst. Ob des mächtigen Glückes dieser Leute jedoch ging mich beinahe wirklich ein schwaches Beneiden an.

„Wie schön sie ist!" flüsterte hinter mir die Gret' ihrer Nebenstehenden zu. „Wie ... eine Märchenfei."

„Wenn sie nur auch ein gutes Herz hätte für uns!" raunte diese zurück.

„Die Berchta ist aber gutding auch so schön." So eine dritte.

„Schauet nur genau! Und der schöne Kranz! Wie wenn sie selber schon eine Braut wäre."

Da färbte sich des jungen Wildeckers Gesicht so dunkel wie ein Zeitlein vorher das Gesichtchen der Gret', und er räusperte sich hart, als ob ihm etwas im Hals in die Quere gekommen. Aber wirklich: Wie eine frisch aufgeblühte Rose auf weißem Samtpölsterlein saß die junge Herrin auf ihrem schneeweißen Zelter, die Augenlider halbverlegen niedergeschlagen und die Blicke in seliger Glückesfreude über die festlich geschmückte Burg gleiten lassend, die fortab ihre Heimat und ihre Welt sein sollte. Doch nicht minder schön war Jungfer Berchta anzuschauen. Sepp, der Wildecker, machte einen stocksteifen und ungelenken Bückling und kollerte in ungefügten Bauernversen sein zusammengereimtes Sprüchlein heraus, so gut er es vermochte, und dann rüstete ich mit der Spatzenkeckheit des fahrenden Schokolaren über meinen Spruch. Auf, auf ... Sie verstünden ja doch nichts davon. Nur den Schluß formte ich etwas um und zu der Gelegenheit taugend.

=

Sie verstanden es wirklich nicht und mochten wähnen, Gott weiß welch segenkräftiger Willkommspruch sie und ihr junges Glück wie unholdverscheuchender Weihbronnen vor der Torschwelle begrüße und wider alles Ungemach feie Alles will getäuscht sein, die Welt, die Menschheit und ... vielleicht auch das Glück.

Aus tiefstem Herzen kommender Dank wurde mir für die paar Worte und im Torwinkel raunte mir dann der junge Wildecker halb geschämig, halb vertrauensselig zu: „Magister, den Spruch müsset Ihr auch aufsagen, wenn ich mein Glück über die Schwelle meiner Heimstatt führen werde ..."

„Vielleicht schon bald?" frug ich, um auch etwas zu sagen.

„Ist zu hoffen, Jetzt hat der Säldenstein eine Herrin, jetzt ist sie zu entraten und ... ich brauche auch etwen ins Haus. Ist in Bälde zu hoffen."

Die Leute standen noch eine zeitlang im Burghofe und redeten und schauten, ich aber schlupfte gleich in meine Turmstube. In einer Weile kam der Wildecker wieder, um mich hinüberzuholen in die Herrenstube; doch ich lehnte kurzweg ab. Vier Räder, zwei vordere und zwei hintere, langeten zu jedem Fahren, langsam oder hurtig dahin; ein fünftes stünde nur im Wege. Er sah das selber ein und stopfte wieder von dannen.

Dafür hockte ich mich nach dem Abendessen in die Torwärtelstube und hörte zu, was der Wildbart wieder alles wußte und erzählte. Die Gret' hockte im Ofenwinkel und ließ sich beinahe jede der kurzgehackten Reden abnötigen und abkaufen. Es mußte ihr etwas über das Leberlein gelaufen sein, das sie verstimmte und darüber ward auch ich allmählig ein wenig verstimmt und verkroch mich bei Zeiten wieder in meinen Turm. In bleichsilberigem Mondeslichte lag die ganze Säldensteiner Einödgegend, aus manchem Fensterlein am Waldufer drüben drang noch der rötliche Schein des in der Stube brennenden Buchenspanes und drüben über dem Schloßbühel schrie eine jagende Nachteul': Juhu! Juhuhu! ...

In stillen Stunden

Erster Fastensonntag.

Der Erlöser ladet uns ein, seinem Beispiel folgend, seiner Gnade mitwirkend, die Erlösung uns zu eigen zu machen. Ostern mit seiner Vorbereitung ist ja das Fest der Erlösung!

I. Vormesse.

1. Heute, am ersten Sonntag und ehemaligen Anfang der Fastenzeit, führt uns die Liturgie in die Basilika des hlst. Erlösers zu Rom, die auch Johannes dem Täufer geweiht ist. Es ist die Haupt- und Mutterkirche der Christenheit bei der alten Papstresidenz im Lateran, wo am Schluß der Fastenzeit auch die heilige Osternacht mit der einstigen Taufe gefeiert wird ... Voll Sehnsucht nach Gott, aber vom Gefühl eigener Unwürdigkeit gedrückt, stehen wir noch an den Stufen des Opferaltars, der uns Vereinigung mit Gott in weihevoller Hingabe, aber auch in vorgeahnter Verklärung bringen soll (Stufengebet). Da hören wir im Introitus singen: „Er wird mich anrufen und ich werde ihn erhören. Ich werde ihn retten und ihn zu Ehren bringen ..." Es ist der Erlöser, der Gottmensch, dessen Beispiel in der Wüste wir heute vor Augen haben, unser Mittler und Versöhner, der für uns betet und dessen Gebet und Buße wir uns in der Fastenzeit anschließen. Psalm 90, von dem jetzt an dieser Stelle nur mehr der Anfangsvers gesungen wird, ist wie ein Kampfes- und Siegeslied auf Christi und unseren Kampf.

2. In Erinnerung an den göttlichen Helden der Wüste flehen wir unser „Kyrie eleison". Vor Christus kommen immer wieder Erbarmungsrufe an den Ewigen, Dreieinigen über unsere Lippen (Kyrie). Heute münden sie in die inhaltstiefe und doch so einfache Tagesbitte um „gute Werke", die das Fasten erst wahrhaftig wertvoll und wirksam machen.

3. Die Epistel zählt hierauf zu unserer näheren Belehrung die „guten Werke" auf, welche die Fastenzeit heilsam zu machen geeignet sind, und uns die Osterfrüchte der Erlösung sichern. Paulus, aus dessen zweitem Brief an die Korinther die Lehre genommen ist, zählt vor allem die „Geduld" in den Wechselfällen und Widrigkeiten des irdischen Lebens auf und erwähnt dann eine Reihe positiver Tugenden, von der „Keuschheit" angefangen bis zu den verschiedenen Waffen der „Gerechtigkeit" für den Angriff wie für die Verteidigung. Am Schlusse macht er aufmerksam, daß man bei den Menschen nicht auf Anerkennung rechnen soll. Die Tugend muß geübt werden „bei Ehre und Schmach, bei schlechtem und gutem Ruf, seien wir dann als Verführer betrachtet oder als wahrheitsliebende Menschen". Das Graduale preist unseren Schutz durch die Engel auf den Tugend- und Mühsalspfaden der Fastenzeit. Im Traktus singen wir den ganzen Psalm 90, das zuversichtliche Siegeslied auf Gottes allgewaltigen Beistand, das uns schon im Vers des Introitus angestimmt wurde. Es ist hier die Einleitung zur evangelischen Lesung, in der Christus als Triumphator über die Versuchungen des Dämons erscheint, der in jeden [illegible] sten Geisteskampf, in jedes energische Tugendstreben sich einmengt. Durch das Kredo bekennen wir dann den Glauben an Christus und sein allbesiegendes Heilswerk.

II. Opferhandlung.

1. Im Offertorium sind wir selbst bereit als Christi Nachahmer in die geistliche Wüste der Fastenzeit einzutreten und durch ernste Abtötung und Gebet dem Heiland uns anzu[illegible]ßen. Auch die Versuchungen, die solch ein Leben ernsten Ringens leicht im Gefolge hat, fürch[illegible] wir nicht ... im Vertrau[illegible]n auf den Herrn, der in Gefahr „uns unter seine Fittiche birgt", dessen Wahrheit und Treue „wie ein Stahlschild" uns unverwundbar machen (Off.). Dann bitten wir, um Gottes Sege[illegible] auf uns[illegible] Opfer und unsere Opferge[illegible]nnung herabz[illegible]hen, daß wir mit der Hilfe von oben uns nicht bloß von verbotenen Speisen enthalten, sondern uns überhaupt vor allen schädlichen Vergnügungen [illegible]ten (Sekr.).

2. In der Wandlung, die durch eine ei[illegible] Präfation noch tiefer mit der Fastenidee verbunden wird, sind wir mit Christ[illegible] geo[illegible], in sein Fasten- und Lebensopfer einbezogen. So gefallen wir dem ewigen Vater, der in uns ähnlich wie in Christus sein ihm ganz hingegebenes Kind sieht.

3. Bei der [illegible]munion [illegible] und der Heiland von seiner gottmenschlichen Kraft mit, um unser Wirken für die hl. Fastenzeit siegreich durchzuführen und zu vollenden. Er schickt uns dann ins Leben, um die Opferweihe der Wandlung zu bewähren. [illegible] Lei[illegible] und Seele einverleibt, fühlen wir in den Momenten der sakramentalen Gnade unser Geborgensein vor den Wirrsalen und Gefahren der Welt doppelt stark (Komm.). Die Teilnah[illegible] [illegible] eucharistischen Christus muß uns wirksam erneuern und ein Unterpfand dafür werden, daß wir von den alten Sünden gereinigt a[illegible] en Geheimnissen und Früchte der Erlösung endgültig Anteil erlangen (Postk.).

* Aus dem Buche: „Liturgische Meßfeier". Führer zum praktischen Gebrauch des Missale von Dr. Clem. Oberhammer. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. Preis 4.30 RM.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 8 Sonntag, den 17. Februar Jahrgang 1929

KEINE ARBEIT SCHÄNDET

Der freundliche Februarsonnenschein spielte in den Zweigen der entlaubten Bäume, und die Luft glich so sehr der Frühlingsluft, daß Alice Render, als sie nach Hause kam, die Wärme des kleinen Ofens fast drückend erschien.

„Aber Lily, wie heiß ist es hier!" rief sie dem hübschen, bleichen Mädchen zu, das die Spitzenarbeit hatte in den Schoß fallen lassen. Möchtest du nicht ein wenig das Fenster öffnen? Ach — ich vergaß! Du bist ja nicht gelaufen, wie ich! Ich bin selbstsüchtig und vergesse alles!"

Alice war selbst in ihrem abgetragenen Wollkleide und dem nicht ganz modernen Hute ein hübsches Mädchen, in dessen Haaren Sonnenstrahlen funkelten, und unter dessen Augenwimpern das Blau des südlichen Himmels hervorstrahlte.

Lily war zart und bleich, wie ein Blümchen, das im Schatten erblüht, und ihre Augen waren von dunklen Ringen umgeben, die von Kummer und Leiden sprachen.

„Du arbeitest nicht, Lily. Hast du das Muster vollendet?"

„Nein!"

„So bist du müde? Darf ich dir eine Tasse Tee bringen? Oder tun dir deine armen Augen weh? O Lily!" rief die zärtliche Schwester, als sie sah, daß sich ein Krystalltropfen die Wange herabstahl, „was ist dir! Sag!"

Lily wischte die Träne hinweg und machte eine verunglückte Anstrengung zu lächeln

„Es ist nur das, was ich schon lange befürchtet habe," sagte sie. „Der Dokttor war hier. Er sagt, die Schmerzen in meinem Auge rühren nicht von Erkältungen her, sondern — daß ich in Gefahr bin, das Augenlicht zu verlieren."

Alice stand wie erstarrt. „Lily, liebste Lily!" schrie sie auf. „Wie konnte ich dich an dieser Spitze arbeiten lassen, die, wenn sie fertig ist, vielleicht nicht einmal jemand kauft!"

„Still, Alie, — es war ja mein eigener Wille."

„Aber ich hätte es nicht erlauben dürfen, ich hätte das besser verstehen müssen. Lily, Lily! was sollen wir tun?"

Lily legte eine Hand zärtlich auf Alicens gebeugtes Haupt.

„Wir müssen auf die Vorsehung vertrauen und tun, was wir können!" Die gelbe Februarsonne war untergegangen, und die Schatten der Dämmerung waren im Zimmer verbreitet, ehe Alicens Tränenströme sich erschöpften, und dann ging sie niedergeschlagen in ihr Zimmer und dachte nach. „Es muß etwas geschehen!" flüsterte sie vor sich hin. „Bis jetzt hatte ich nur für mich zu sorgen, jetzt auch für Lily. Ich habe, was sehr schade ist, nie etwas Einträgliches gelernt, und um von meinen Talenten Nutzen zu ziehen, dazu ist hier zu viel Konkurrenz. Wir können nicht länger wie feine Damen leben. Wenn Lily zur Behandlung in die Augenklinik kommt, muß ich Geld verdienen, um ihre Pension und die Aerzte zu bezahlen. Aber wie?" — Sie behielt ihre Gedanken für sich und gestand nur zu, daß sie einen Plan habe, wenn Lily sie darüber befragte.

Sie brachte zuerst die Garderobe ihrer Schwester in Ordnung und verkaufte die goldene Uhrkette, das einzige ihr übrig gebliebene Andenken an frühere Zeiten, um Lilys Reise-

BESCHOLTEN

Trat auf deinen Pfad ein Menschenkind,
Dem sich deine Hände öffnen wollten . . .
Doch des Mitleids goldner Strom verrinnt,
Eine Stimme sprach: „Es ist bescholten."

Und dein Auge funkelt scharf und hell,
Und du reckst so herrisch deinen Nacken . . .
O du seichter, trügerischer Quell,
O du trocknes Erdreich über Schlacken!

Denn du lockst den durst'gen Wandrer an,
Aber keine kühlen Wasser fließen, —
Und des Mitleids stille Blume kann
Nicht auf deinen toten Aeckern sprießen.

Weißt denn du, wie lange jene Brust
Taumelnd schon in Höllenqual gerungen,
Eh' der Sünde kurze, süße Lust,
Herrisch sie in ihren Bann gezwungen?

Weißt denn du, wie heiß und jäh das Blut,
Und wie tückisch der Versuchung Maschen?
Und mit welcher bittern Tränenflut
Es die Schuld vielleicht schon abgewaschen?

Könnte einmal nur ein Sonnstrahl
Unseres Herzens tiefste Gründe weiten,
Mit der Schande feuerrotem Mal
Müßten alle wir durchs Leben schreiten.

Hedw. Dransfeld.

kosten in die Hauptstadt zu bestreiten. „O, wenn du doch mit mir kommen könntest!" seufzte diese, als sie auf dem Bahnsteig der Reichsbahn von ihr Abschied nahm.

„Das wünschte ich auch!" sagte Alice, „Aber die Reise ist teuer, und das Leben in der Hauptstadt noch teurer. Wir können das nicht bestreiten." Als Lily fort war, ging Alie nach Hause zurück, doch nur, um ihr Gepäck zu holen, das sie, da die Wohnung schon anderweitig vermietet war, einstweilen bei einer früheren Dienerin zurückließ.

„Wohin wollen Sie denn gehen, Fräulein?" fragte die alte treue Seele. „Mir mein Brot verdienen, Hanna," erwiderte Alice mit erzwungenem Lachen.

„Aber womit?" beharrte die Alte.

„Das will ich dir sagen, wenn ich angefangen habe."

Und Alie ging direkt in eines der schönsten Häuser der Stadt und verlangte die Frau des Hauses zu sprechen.

Sie wurde in ein Empfangszimmer geführt, in dem eine große, bleiche Frau am Schreibtische saß. —

„Ah, Fräulein Render," begrüßte sie Frau von Karim mit einem sonderbaren Gemisch von Höflichkeit gegen eine, mit welcher sie früher auf Besuchsfuß gestanden, und Kälte, die sie für die heruntergekommene Person fühlte, deren Schwester ihr im letzten Jahre Spitzen ausgebessert hatte. „Es tut mir wirklich leid, so Trauriges über die Augen Ihrer armen Schwester zu hören."

„Sie sind sehr gütig," antwortete Alice, direkt auf ihr Ziel losgehend. „Ich komme wegen der Anzeige, die ich gestern in der Zeitung las."

„Ach!" Frau von Karim riß die Augen auf, daß sich ihre Stirn in die Höhe zog. „Ja — ich suche eine tüchtige Köchin. Können Sie mir jemanden empfehlen?"

„Ja," erwiderte Alice ruhig. „Ich werde den Platz gern selbst übernehmen."

„Sie!?"

Frau von Karim ließ die Feder aus der Hand fallen, und ihre Augen glänzten wie Glasstücke.

„Ich glaube, daß ich ihn zu Ihrer Zufriedenheit ausfüllen könnte," fuhr Fräulein Render mit einer Ruhe fort, die die Dame immer mehr in Erstaunen setzte, „da ich einen vollständigen Kursus in der Kochschule absolviert habe. Da ich aber meine Arbeit gut zu machen gedenke, erwarte ich natürlich auch, gut bezahlt zu werden. Was Nachfrage anbetrifft, so ist dies freilich mein erster Platz, doch da Sie mich von Kindheit auf kennen, hat das wohl nicht viel zu sagen."

„Aber ist das wirklich Ihr Ernst? Sie! Eine Offizierstochter!"

„Weshalb sollte es denn nicht mein Ernst sein?" fragte Alice ruhig lächelnd. „Ich bin gezwungen, mir mein Brot zu verdienen, und der Rang meines Vaters kann mir dabei nicht helfen. Ich bin, Gott sei Dank, frei von dem falschen Ehrgefühle, Arbeit für eine Schande zu halten. Freilich könnte ich verhungern, indem ich auf Musikstunden wartete, oder könnte meine Verwandten besuchen, bis ich deren Gastfreundschaft erschöpft hätte, aber das will ich nicht. Ich halte keine Arbeit für niedrig, die gut und ordentlich gemacht wird, und ich will meinem Lohn wirklich verdienen."

„Ich — ich — aber es wäre so unschicklich!" sagte Frau von Karim, verlegen mit ihrem Armband spielend.

„Weshalb denn unschicklich? — Sie brauchen eine Köchin — nicht wahr? Und ich brauche eine Stelle."

„Meine Mädchen müssen z. B. Häubchen tragen," stotterte die Dame.

„Nun, so werde ich ein Häubchen tragen. Warum denn nicht?"

„Und dann — Sie würden doch natürlich einen besonderen Tisch verlangen —"

„Ich werde nichts derartiges beanspruchen. Wenn ich ein Dienstmädchen werde, so wäre es lächerliche Anmaßung, mich über die andern Mädchen erhaben zu fühlen," bemerkte Fräulein Render mit einer ruhigen Würde, die Frau von Karim nicht begreifen konnte.

„Aber mein Mann liebt vorzüglich zubereitete Speisen," fuhr die Dame fort.

Alice lächelte und sagte nur: „Ich hoffe, ihn befriedigen zu können!"

„Wieviel Lohn verlangen Sie?"

„Fünfundzwanzig Mark."

„Fünfundzwanzig Mark!" rief Frau von Karim, die Hände zusammenschlagend. „Ich habe den wirklichen Köchinnen nie mehr als zwanzig bezahlt."

„Nun, ich bin eine wirkliche Köchin," sagte Alie, „und kann dreist behaupten, eine vorzügliche. Versuchen Sie es einen Monat, und ich glaube, Sie werden es nicht bereuen."

Alice wurde angenommen, und Frau von Karim sagte zu ihrem Manne: „Es kam mir so sonderbar vor, ein Mädchen zur Köchin zu nehmen, das auf meinem letzten Balle in meinem Salon getanzt hatte, aber ich konnte mir nicht helfen."

„Unsinn", erwiderte der Herr und Gebieter, „was ist denn dabei Sonderbares? Männer müssen sich zu solchen Sachen bequemen, warum denn nicht Frauen? Deine neue Köchin ist ein vernünftiges Mädchen. Hier ist sie reichlich versorgt und hat monatlich fünfundzwanzig Mark. Ist das nicht besser, als sich die Finger wund zu nähen und dabei zu hungern, oder von der Gnade der Verwandten abzuhängen?"

„Aber es ist so ungewöhnlich!" wandte die Dame ein.

„Und was tut das? Ich sage dir, sie kocht genial. Mir hat das Essen lange nicht so gut geschmeckt wie heute."

Es war so. Alice war ein Genie in ihrer Art; sie brachte immer neue Ueberraschungen, sie erfand künstlerische Menus und wußte die Reste von den vorigen Tagen so gut zu verwenden, daß die Dame einsah, sie verdiene ehrlich den verlangten Lohn.

Der Herr des Hauses war bei jeder Mahlzeit von neuem begeistert und wollte freiwillig ihren Lohn erhöhen, damit sie ihnen gesichert bliebe.

„Wie verträgt sie sich denn mit den andern Mädchen?" fragte er ängstlich.

„Wunderbar!" erwiderte seine Frau. „Das Stubenmädchen behauptete, „das Fräulein Köchin" sei ein Engel. Alice hat ihr auch gezeigt, wie sie ihre Gummischuhe ausbessern kann und die Spitzen häkeln gelehrt, während sie abends beisammen sitzen."

„Was macht sie des Abends?" fragte der Herr neugierig.

„Sie schreibt an ihre kranke Schwester oder macht Handarbeiten, oder sie liest."

„Glaubst du, daß sie zufrieden ist?"

„Ich denke wohl," antwortete die Frau. „Sie singt bei der Arbeit wie eine Lerche."

So ging es weiter.

Der Bruder des Herrn von Karim, ein Arzt, erkannte den edlen Charakter des Mädchens und begehrte es zur Frau.

Sie traute ihren Ohren kaum.

Das war ein Heim für Lily, für sie selbst ein sicheres Leben in dem Schutze der Liebe eines ehrenwerten Mannes; doch dies alles konnte Alice noch nicht bestimmen.

„Wenn ich Sie liebte —" begann sie, aber Dr. Karim unterbrach sie mit den Worten: „Ueberlegen Sie es sich meinetwegen ein Jahr lang. Jakob hat sieben Jahre um Rachel gedient. Sollte ich nicht den siebenten Teil der Zeit auf einen so kostbaren Preis warten können?"

„Aber ich bin doch nur die Köchin."

„Sie sind eine verkleidete Prinzessin," sagte der Doktor so innig liebevoll, daß sie nicht anders konnte, als ihm errötend zulächeln.

Und Alice heiratete den Doktor.

„Die hat ein Glück gemacht!" sagte das Stubenmädchen. „Jetzt spielt sie die große Dame."

„Das ist doch ganz natürlich," erwidert die neue Köchin, welche die junge Frau zuvor in die Kunst des Kochens eingeführt hatte, „eine Dame bleibt eine Dame, was sie auch tun mag."

Aus: „Fürs Haus".

DAS STIMMCHEN

Es dämmert.

„Mutter!"

Gertrud zuckt zusammen. Sie weiß genau, daß niemand im Zimmer ist. Sie weiß, daß es die Qual des inneren Kampfes ist, die ihr eine Stimme vortäuscht, wo keine ist, nie eine sein wird. Denn — morgen kommt der Arzt.

DIE FRAU

Ich bin ein Quell, der tief in Felsen ruht,
Bin in mir selbst, so wie in Stein verborgen,
Und dann erst wird der Quell lebend'ge Flut,
Wenn durstige Lippen sich um Wasser sorgen.

Dann rauscht er auf vor Glück, wenn ihr den Stab
Des Menschenglaubens weckend wachgerufen,
Sich selbst ein Wunder, rinnt er reich herab
Und funkelt Glanz, den andre aus ihm schufen.

Er selbst ist nichts. O ruft ihn aus dem Schacht,
O sagt, er soll ein Strom sein, Lasten heben.
O fordert, fordert viel, zeigt her die Fracht,
An eurem Fordern wächst zum Meer mein Leben.

M. Große i. „E. Volksz.

„Mutter!"

„Ja," denkt Gertrud, „so würde es einmal gesagt haben ..." Sie will weich werden. Der letzte Rest ihres besseren Selbst, ein verglühender Schimmer natürlichen, mütterlichen Frauenempfindens, das einst auch ihr eigen war, wehrt sich noch. Aber es hat es bald überwunden. Man hat ihr doch gesagt, sie sei zu schwach — ah, sie hat doch ein Recht auf das Leben!

„Mutter!"

Das Stimmchen legt in dieses eine Wort sein Gegenrecht.

Wenn es doch schweigen würde! Aber es schweigt nicht.

„Mutter!"

Gertrud sucht unruhig nach einem Buche. Sie will lesen, auf andere Gedanken kommen und greift nach der Zeitung. Eine fett gedruckte Zeile fällt ihr in die Augen: „Grauenhafter Mord an einem hilflosen Kinde!" Sie legt zusammenzuckend die Zeitung wieder weg. Ist das winzige Leben in ihr nicht noch viel hilfloser?

„Mutter!"

Ah, sie ist nervös überreizt, es ist eine Gehörshalluzination. Das winzige keimende Leben unter ihrem Herzen hat noch keine Stimme. Sie nimmt ein Buch.

„Mutter!" klagt das eigensinnige Stimmchen.

Gertruds Hände, die das Buch halten, sinken in den Schoß. Sie fühlt, daß sie ihre Unruhe und das feine Stimmchen auf diese Weise nicht zum Verstummen bringen kann. Obwohl sie seit langem nichts mehr mit religiösen Gedanken zu tun hatte, fällt ihr auf einmal ein, daß es die Stimme ihres Gewissens sein könnte, die in das Wort „Mutter" die Größe der Sünde legen will, die zu tun sie beschlossen hat.

„Mutter!"

O, diese qualvolle Stimme! Gertrud wirft sich aufs Sofa und vergräbt das Gesicht in das weiche Kissen, das dort liegt. Sie überdenkt alles noch einmal. Und findet der Gründe so viele, und jeder scheint ihr stichhaltig. Ihr Mann ist erstens einverstanden, zweitens ist sie doch so schwach, drittens noch so jung und will erst einmal das Leben genießen, — vielleicht später einmal, — soll sie denn gar keine Freude haben, den ganzen Fasching nicht tanzen können —" und sie ist so schwer nervös, das Geschrei und die Wirtschaft, die so ein kleines Geschöpf verursacht — und der Arzt ist schon bestellt.

„Mutter!"

Ihr ist, als wäre das Stimmchen nun ganz bittend geworden. Wie das rührende Flehen eines unschuldig zum Tode Verurteilten.

Zum Tode Verurteilten? Ach, dann wäre sie wohl seine M... Gertrud möchte verzweifeln.

Aber das kleine Leben fleht weiter. Bittet rührend, sehnend, angstvoll. Will nicht zurückgestoßen werden in Dunkelheit, will ans Licht, will wachsen und werden, zum Bewußtsein seines Daseins erwachen, zur Erkenntnis seines Schöpfers und seiner einstigen seligen Anschauung. Und es wehrt sich um sein Recht. Wehrt sich mit der einzigen Waffe, die es hat, daß es in seiner Mutter das Muttergefühl wecken will.

„Mutter!"

Gertrud zählt sich gequält noch einmal alle ihre „Rechte" auf. Ihr Recht auf Leben und Freude, ihr Recht auf Gesundheit, ihr Recht, — das kleine Leben zu vernichten?

Bei diesem Gedanken stockt sie doch. Recht? Wenn sie es recht überdenkt, ist es bloß das Recht des Stärkeren, das kleine Leben kann sich ja nicht wehren, — Faustrecht!

Sie wühlt sich tiefer in die Kissen.

„Mutter!"

Schweig, kleines Stimmchen, morgen kommt der Arzt, der wird dich endgültig zum Schweigen bringen.

Hat sie das jetzt wirklich gedacht? So roh!

* Das Buch mit dem geheimnisreichen Titel „Die heilige Drei" von Josephine Stegbauer (Preis 3.60 RM.) möchte man vornehmlich in den Händen vieler Frauen und Mütter sehen. Dem Schöpfungsgedanken der heiligen Dreiheit: Vater, Mutter und Kind wird in seinen Kapiteln ein bezwingendes Lied gesungen. (Volksvereins-Verlag).

Es überläuft sie kalt. Ihre Gedanken fangen an, sich angstvoll zu verwirren.

„Mutter!"

Ihr ist, als wäre das nicht mehr eine einzige Stimme. Oder will dieser Ruf sie verfolgen bis zum Wahnsinn? Es ist so dunkel. Wo ist sie doch? Was brandet um sie wie ein tiefes, fernes Rauschen?

„Mutter!"

Sie steht in furchtbarer Finsternis. Sie tastet ein paar Schritte vorwärts. Das verworrene Brausen wird stärker. Ein sonderbarer Gedanke kommt ihr: ich bin gestorben und um mich ist Ewigkeit. — „Licht — Gott — wo bist du?"

Da fällt ein Strahl in die Dunkelheit, und eine Stimme fragt dawider: „Wo ist dein Kind?"

Gertrud eilt auf das Licht zu, vorwärts, da ist sie plötzlich mitten drin in dem Branden und Rauschen, und nun kann sie es auch verstehen.

„Mutter!" Ein millionenfacher Aufschrei kommt aus dunklen, geheimnisumwitterten Tiefen ...

„Mutter!" Ein qualdurchzitterter Sehnsuchtsruf von klagenden Stimmchen rauscht aufwärts zum Throne der Gottheit.

„Mutter!" Ein anklagender Weheruf irrt ewig suchend und nie findend von Himmel zu Himmel.

„Mutter!"

Ach, welches von all diesen Stimmchen ist die Stimme des Seelchens, das sie einst verjagt von der Schwelle ihres Hauses?

„Wo ist dein Kind?"

Nun muß sie es suchen. Suchen in diesem Meer von Tonwellen, deren Brandung in ewiger Anklage an Gottes Thron schlägt, suchen ...

„Mutter!" — „Mutter!" — „Mutter!"

Ach, wo ist es? Ein heißes Sehnen ist plötzlich in ihr, es wenigstens ein einziges Mal zu sehen, das Seelchen, das ihrem Kinde gehört hätte. Aber so weit sie auch sucht, sie findet es nicht in diesem Ozean, in den unaufhörlich neue Klagewellen münden, in den breite Ströme täglich gewaltigere Fluten hinüberwälzen in die Ewigkeit.

„Mutter!" — „Mutter!"

So jammernd sind die Stimmchen, daß sie ihr eigenes Leben drum gäbe, wenn sie nur einen einzigen dieser Sehnsuchtsrufe zum Verstummen bringen könnte.

„Mutter!"

Da auf einmal jubelt Gertrud auf. „Mutter!" Das ist es. Das ist das feine, süße Stimmchen, das sie einst so flehend um sein Leben gebeten. Und in dem Augenblick fällt der Lichtstrahl breit hinein in die Dunkelheit. Gertrud sieht, sieht die wunderbare Schönheit des Seelchens ihres Kindes und —

Da klingt es plötzlich „Mutter!" Aber so entsetzt klingt es, daß Gertrud erstarrt. Und das Seelchen flieht, flieht in die Dunkelheit, und im Meere der Sehnsuchtsrufe verhallt sein Schreckenslaut.

Gertrud wankt. Sie weiß es ja nur zu deutlich, warum das Seelchen ihres Kindes entsetzt floh. Sie ist ja seine — Mörderin. Die Sehnsucht seines Rufes galt nicht ihr, sondern Gott. Ihr galt bloß die Anklage darin.

In Gertrud versinkt alles in viel tiefere Dunkelheit, als um sie herum ist. Sie stöhnt auf.

Da flammt das elektrische Licht auf. Das Stubenmädchen bittet um Entschuldigung: „Gnädige Frau haben eben im Schlummer so sehr gestöhnt."

Gertrud steht der Schweiß auf der Stirne.

„Es ist gut," sagt sie und entläßt das Mädchen. Dann richtet sie sich auf. Noch ist um sie das Rauschen und Branden, der Schrei der Unerlösten. Und in diesen Strom ewig unerhört bleibenden Flehens wollte sie Leib und Seele ihres Kindes münden lassen! Noch zuckt in ihr die Qual nach, mit der sie soeben ihr Kind gesucht, brennt das heiße Verlangen, mit dem sie einen einzigen dieser Sehnsuchtsrufe hatte zum Verstummen bringen wollen ...

Gott sei Dank, noch kann sie es.

„Mutter!"

Das Stimmchen ist wieder da. Und Gertrud wirft sich auf die Knie, kniet nieder vor sich selbst, vor dem kleinen Heiligtum unter ihrem eigenen mütterlichen Herzen, das nun wirklich zum Mutterherzen geworden ist, und sagt leise: „Ja, mein Kind!"

Und in diesen Knien liegt eine innige, demütige Bitte um Verzeihung, eine tiefe Ehrfurcht vor dem kleinen Leben, das in ihr begonnen. Und in diesem „Ja" liegt aller Verzicht auf ihre angeblichen Rechte, alles heilige Geloben für ihre Mutterschaft. Dann erhebt sie sich, geht festen Schrittes zum Telephon und bestellt den Arzt ab.

Das Stimmchen aber schweigt nun. Es ist zur Ruhe gekommen wie ein müdes Kind, das verzweifelt seine Mutter gesucht und das nun an ihrem Herzen nach tödlicher Angst beruhigt in Schlummer fällt.

Jos. Stegbauer.

BRAUTEINZUG AUF DEM SÄLDENSTEIN

Ein sonnenwarmer Tag breitete sich über das Land und um die Zinnen des Säldensteins flatterten die ersten Schwalben und wunderten an der Zier, mit der sie sich heuer begrüßet wähnten ... Wie die? Wie dies?

Sepp, der junge Wildecker, jagte denselben Tag wie vom Feinde gehetzt wider den Säldenstein und brachte die Kunde:

„Sie kommen".

Bötlein hasteten in den Gutshof hinab und in die Einödhäuser hinüber und männiglich warf sich in ein besser Gewand und rüstete zum Empfange. Nur die alte Ursel war nicht aus der Ofenecke zu bringen. „Ein Mensch wie der andere", brummte und knurrte sie in ihrer Weise. „Und die jungen werden auch einmal alt, wenn sie sich die Gnade erleben und verdienen. Nachher kümmert sich kein Mensch mehr um sie ... Ich nicht. Ein altes Weib! Und ... etwan wäre es gar nicht einmal recht, wenn ein solches mit dabei wäre."

Der Torwärtel hatte seine ungeflickte Lederhose angezogen und ein noch wenig abgetragenes Wams um den wuchtigen Leib, und die Gret' steckte in einem Gewand und Jöppel, das ihr noch viel zu groß war und vielleicht einmal ihrer Mutter oder Base Sonntagsgewand sein mochte; aber ihr Gesicht war sauber gewaschen und glich schier einem Rosenknöpflein, das aus der grünen Hülle drängte. Das lange Flachshaar war in zwei dicke Zöpfe geflochten, die sich wie ein Bändel (Bändel wurde ehedem und wird in der Waldgegend heute noch eine mehr als handbreite, aus Kunstblumen und Flitter gefertigte Prangkrone des Weibsgevölkes genannt) um das Rosenköpflein legten und darum wand sich ein Zweiglein fingrünen Eppichs, wie solcher im Walde drüben wächst und an den schrundigen Baumrinden emporklimmet. Geblume gab es zur selben Zeit auf den Fluren der Säldensteiner Gegend noch wenig und dazu nichts Schönes. So mochte sie das Eppichzweiglein genommen haben, und es stand ihr märchenschön an. Hübsch lange konnte ich meinen Blick nicht von ihr wenden und ein etliche seltsamer Gedanken schlichen ungerufen durch mein Sinnen.

„Ah!" machte ich es, als ich ihr in den Weg kam oder sie mir, und das sollte ihr mein Bewundern kundtun. Mir fiel denselben Augenblick und in der Eile nichts anderes ein.

Sie aber wurde wieder so rot wie mit Blut übergossen, die Augen senkten sich geschämig zu Boden und nur ein kurzer Seitenblick streifte mich. Ein etliche Male zuckte es wieder um ihren Mund und dann kriegte ich meine Antwort.

„Allewei muß kein Schlampen sein und kein Schweineferkel."

Nun wußte ich es und nun merkte ich auch, daß sie mir den Tadel ehrlich nachtrug.

Hannes, der Schaffer, war wie ein Quecksilbertröpflein geworden. An jedem redete und nörgelte er und alle daumlang kam er mit einem anderen Befehle. Da machte ich es auch so wie die alte Ursel und ging in meine Turmstube. Ich war verdrießlich geworden und wußte nicht warum, und das Gehaben dieses Menschen verdroß mich noch mehr. Auf- und vordrängen mochte ich mich nicht, und hinter diesem Süßlinge wollte ich, der auf der Hohen Schule gesessen und nun als Gutsschreiber und weiß Gott was noch alles aufgenommen war, auch nicht stehen. Wenn Herr Wolfram angeritten kam, wollte ich in den Schloßhof gehen und die junge Herrin auf dem Säldensteine mit ein paar Wörtlein begrüßen, und war das zu wenig oder nicht recht, fände ich den Weg allemal wieder zurück, den ich am Tage Gangilfi zum Säldenstein gewandert. Auch mein Wanderbündel war noch nicht schwerer geworden.

Saß aber gar nicht lange auf der Fensterbank und schaute und sann verdrossen hinaus in den sonnigen Maientag, so kam der junge Wildecker daher.

„Magister ... Ihr? ..." tadelte er beinahe.

Ich aber sagte ihm ohne Rückhalt und Verhehlen, was ich mir fürgenommen.

„Hat keinen Sinn", mißbilligte er kurzweg. „Wir zwei stellen uns ganz vorne hin auf die Zugbrücke und hinter uns meinethalben eine etliche der jüngeren Weiberleute ..."

„Das wird wohl der Schaffer tun", erinnerte ich, aber er fiel mir ganz kurz in die Rede.

„Ah was, Schaffer! Wir zwei stellen uns ganz vorne hin." Und der kurzen Rede war leichthin anzumerken und aus ihr herauszuhören, was man dem Menschen fast am Gesichte absah: etwas anderes tät seinen stolzharten Willen kannte dieser Junge nicht und ließ auch nichts anderes gelten. „Ich habe mir schon ein Sprüchel zusammengesonnen und zusammengereimet zum Willkommengruße, und wenn Ihr vielleicht gar ein lateinisches wüßtet ... Was es ist! Wir verstehen es ja doch keines und es macht ein mächtig Gefunkel."

* Aus dem Erzählungsband Anton Schotts: „Bannfluch und Pest" bringen wir nachstehende Probe. Das spannende Buch (186 Seiten) ist in der Verlagsanstalt Tyrolia A.G., Innsbruck, erschienen.